



SUSAN
CARROLL

DIE

SILBERNE



Rose

Weltbild



Frankreich, 1585: Miri Cheney kehrt aus dem Exil in ihre Heimat auf die Faire Isle zurück, um ein ruhiges und einfaches Leben zu führen. Doch sie kann sich nicht vor den neuen, bösen Mächten verstecken, die nichts geringeres wollen, als die Macht über Frankreich an sich reißen: Ein Geheimbund von Frauen, der sich um seine mysteriöse Anführerin, genannt die Silberne Rose, schart - und die größten Feinde Katharina von Medicis, der gefürchteten dunklen Königin.

Miri hat keine andere Wahl, als sich an den Mann zu wenden, dem sie genauso tief misstraut wie sie ihn begehrt: Simon Aristide, der berühmte Hexenjäger, der nun selbst gejagt wird und der einen unseligen Pakt mit der dunklen Königin geschlossen hat...

Die Saga um die übernatürlich begabten, schönen und mächtigen Cheney-Schwestern geht weiter!

»Die dunkle Königin«-Saga

Die dunkle Königin

Die Geliebte des Königs

Die Silberne Rose

Die Jägerin

Der Freibeuter der Königin

Susan Carroll

Die Silberne Rose

Aus dem Amerikanischen von Angela Schumitz

Weltbild

Die Autorin

Susan Carroll hat Englisch und Geschichte studiert und schreibt historische Liebesromane. Für ihre Bücher ist sie bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Susan Carroll lebt und arbeitet in Rock Island, Illinois.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The silver rose.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Susan Coppola

Published by Arrangement with Susan Coppola

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Weltbild GmbH & Co. KG, 86159 Augsburg

Übersetzung: Angela Schumitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-931-3

Für meinen Sohn Ricky.

Wohin deine Reise dich auch führen mag, vergiss nie, dass ich dich liebe.

Und für meinen enthusiastischen Fan Patricia Ann Cute, die Lady, der das Herz meines Bruders gehört.

Danksagung

Das Fertigstellen eines Buches markiert auch das Ende einer Reise. Ich hätte diesen Weg nicht zu Ende gehen können ohne die Hilfe, Ermunterung und weisen Ratschläge vieler Menschen: meiner Agentin Andrea Cirillo, meiner Lektorin Charlotte Herscher, ihrer Assistentin Signe Pike und meiner Korrektorin Martha Trachtenberg. Außerdem danke ich Gina Centrello, Linda Marrow und allen Lektoratsmitarbeitern bei Ballantine.

Dank für seine anhaltende Unterstützung gebührt auch meinem Ortsverband der Romance Writers of America: Jan Steffens, Elizabeth Bare, Leslie Thompson und Teresa Davis. Julie Kistler danke ich für ihre Hilfe bei Plot und Recherche, Stephanie Wilson und Kay Krewer dafür, dass sie mir geholfen haben, die geheimnisvollen Verhaltensweisen der Pferde besser zu verstehen.

Und wie immer ein inniges Dankeschön meiner liebsten Freundin und Kritikpartnerin Kim Cates dafür, dass sie diese lange und schwierige Reise mit mir unternommen und mir auch bei der letzten langen Meile zur Seite gestanden hat. Ohne dich hätte ich es nicht geschafft, Frodo.

Prolog

Die Sonne verschwand hinter dem Horizont, das Licht verflüchtigte sich wie der Rauch einer ausgeblasenen Kerze. Dunkelheit senkte sich über Klippen und Bäume und verwandelte die zerklüftete bretonische Küste in das Land, das Simon Aristide am vertrautesten war, ein Land der Finsternis und Schatten.

Der Hexenjäger packte mit seinen behandschuhten Händen die Zügel seines Pferdes. Wie ihr Meister verschmolz auch die ebenholzschwarze Stute mit der Dunkelheit. Aristides schulterlanges Haar war so schwarz wie die Mähne seines Reittiers und flatterte ebenso wild in der steifen, ablandigen Brise. Er war ganz in Schwarz gekleidet, von den dicken Stiefeln bis zum ledernen Wams. Bartstoppeln verdunkelten sein Gesicht, und seine Haut war gebräunt von den vielen Tagen, die er, den Elementen trotzend, im Sattel verbracht hatte.

Simons Gesicht war kantig, sein Mund wirkte hart und kompromisslos, als würde er nur selten lächeln. Sein linkes Auge war ebenso dunkel wie alles andere an ihm und darin funkelte ein messerscharfer Verstand. Sein verwüstetes rechtes Auge war meist unter einer dunklen Klappe verborgen. Eine wulstige Narbe, das Ergebnis eines Duells, teilte seine Stirn und verschwand unter der Augenklappe, doch dann trat sie wieder hervor und verunstaltete in einem dünnen Strich seine Wange. Seine große, drahtige Gestalt bot einen einschüchternden Anblick. Nur ein Verrückter hätte gewagt, ihn anzugreifen.

Und genau zu dem Schluss war Simon gekommen: Die Geschöpfe, die ihn verfolgten, mussten verrückt sein oder aber durch und durch böse. In einer Nacht wie dieser, fernab allen menschlichen Lebens, zog er es vor, seine Verfolger einfach nur für verrückt zu halten. Dies schien ihm beruhigender.

Als die Schatten um ihn dichter wurden, widerstand er dem Drang, Elle zum Galopp anzutreiben. Schon der kleinste Druck seiner Knie hätte genügt, sie beide pfeilschnell davonfliegen zu lassen, aber auf dem schmalen, heimtückischen Pfad entlang der Klippen wäre das selbst am helllichten Tag viel zu gefährlich gewesen. Ein gestreckter Galopp im Dunkeln wäre einem Selbstmord gleichgekommen. Es gab zwar einen einfacheren Weg etwas weiter im Wald, doch die knorrigen Bäume, die dichten Büsche und das Unterholz boten zu viele Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Simon ließ seine Stute ruhig weiterschreiten. Er hörte nichts außer Elles stetem Hufschlag, dem Wind, der durch die Bäume raschelte, und der Brandung an den Felsen tief unter ihm. Trotzdem spürte er, dass er hier draußen in der Dunkelheit nicht allein war, und dieser Eindruck verursachte ein Kribbeln in seinem Nacken. Sie waren da – zumindest eine von ihnen. Vielleicht die eine, die ihn in dem Dorf verfolgt hatte, durch das er vor Kurzem gekommen war.

Aber vielleicht war es ja doch nur seine Erschöpfung nach den wenigen Stunden unruhigen Schlafes, die er sich in der letzten Nacht gegönnt hatte? Nein, diese Möglichkeit verwarf er wieder, Elles Verhalten sprach dagegen. Die Stute war seit einiger Zeit ausgesprochen unruhig, ihr Gang war unstet, sie warf immer wieder den Kopf nach hinten und spitzte die Ohren.

Simon tätschelte ihren Hals. In dem Moment drang ein ungewöhnlicher Laut an sein Ohr. Anfangs glaubte er, sich das schwache Wimmern eines Säuglings bloß einzubilden. Es hätte auch nur der Wind sein können, der durch das felsige Land streifte. Trotzdem verkrampfte sich sein Magen in düsterer Vorahnung.

Der Pfad beschrieb eine Kurve, und danach wurde das Land ebener. Nun vernahm er das Wimmern lauter, klagender. Er zügelte Elle und blickte sich angespannt um. Kaum hundert Meter vor ihm floss das Mondlicht über etwas, das gefährlich nah am Rand der Klippen abgelegt worden war. Jeder andere hätte das Ding für eine zusammengerollte Decke gehalten, die ein sorgloser Schäfer liegen gelassen hatte. Doch Simon hatte so etwas schon öfter gesehen, auch wenn es diesmal einen Unterschied gab: Das Kind lebte noch.

Der Wind trug die Schreie des Kleinen bis zu ihm. Simons Herz schlug rascher, am liebsten wäre er sofort zu dem Bündel gestürmt. Doch er war schon zu oft nur mit knapper Not einem Hinterhalt entgangen, um jetzt so impulsiv zu handeln.

Er stieg aus dem Sattel und zog Elle zu einer Baumgruppe. Dort schlang er die Zügel um einen festen Birkenstamm. Elle rollte nicht entsetzt mit den Augen, doch sie stampfte und schnaubte. Dann schob sie ihre schlanke, aber kräftige Brust und die Schultern vor ihn, als wolle sie ihn hindern, den Hain zu verlassen.

Simon streichelte sein Pferd beruhigend. Er blieb im Schatten der Bäume stehen und musterte den Pfad, der am Rand der Klippen weiterführte. Das Plateau, auf dem das Kind ausgesetzt worden war, bot keine Möglichkeit, sich zu verbergen. Doch auch Simon würde dort keine Deckung finden, wenn ein Angreifer ein Stück weiter auf ihn lauerte und sich anschickte, ihm einen Pfeil in den Rücken zu schießen.

Das entsprach allerdings nicht der üblichen Angriffsweise seiner Gegner, und schließlich besiegten die Schreie des Kindes Simons Vorsicht; denn sie wurden zunehmend schwächer. Vielleicht hatten seine Feinde ja nicht damit gerechnet, dass er schon so bald eintreffen würde?

Leise schob er sich an Elle vorbei, zog sein Schwert und schlich weiter. Inzwischen war das Kind kaum noch zu hören, ein letztes schwaches Wimmern erklang, dann kehrte grausame Stille ein. Simon vergaß alle Vorsicht und Wachsamkeit, er begann zu rennen. Unter seinen Stiefeln löste sich ein Hagel von Steinchen.

Er stürmte zu dem kleinen Bündel am Rand der Klippen und kniete sich daneben. Der Wind ließ den Rand der grob gewebten Decke hochflattern, doch die winzige, darin eingewickelte Gestalt regte sich nicht. Simon legte sein Schwert ab und zog die Handschuhe aus. Er nahm das Bündel mit einer Sanftheit hoch, die bei ihm so selten vorkam wie das Zwiegespräch mit Gott.

Bitte – bitte lass mich nicht zu spät gekommen sein. Wenigstens dieses eine Mal!

Er zog die Decke weg, dann atmete er scharf ein: Sein Blick fiel auf die Glasaugen einer Puppe, die ihn leer anstarrten, und einen Mund, der auf ein Stoffgesicht gestickt war und wie höhnisch verzogen wirkte. Reingelegt!

Er hatte kaum Zeit, sich dessen bewusst zu werden, als ein Zweig seitlich von ihm knackte. Er wirbelte zu dem Geräusch herum und bemerkte eine kleine Vertiefung unweit der Stelle, an der er kniete. Nur ganz verschwommen nahm er die Frau wahr, die dort

gekauert hatte und nun zum Sprung ansetzte.

Mit gebleckten Zähnen stürzte sie sich auf ihn und warf ihn auf den Rücken. Das Mondlicht spiegelte sich auf der Waffe in ihrer Hand, die sie gegen seinen Hals richtete. Simon gelang es, den Angriff mit der Puppe abzuwehren, sich aufzurichten und seine Gegnerin von sich zu schleudern. Sie landete wütend kreischend auf dem Boden. Als er wieder auf den Füßen war, hatte auch sie sich hochgerappelt – und stand zwischen ihm und seinem Schwert. Verächtlich grinsend beförderte sie die Waffe mit einem Tritt aus seiner Reichweite.

Die Frau trug weite Hosen und die Tunika einer armen Landarbeiterin. Das dunkle Haar war ungekämmt, aus ihren Augen sprühte Fanatismus, um den Mund hatte sie einen grausamen, verschlagenen Zug. Simon hatte stets ein Messer in seinem Stiefel stecken, doch er beugte sich nicht vor, um es herauszuziehen.

»Halte dich von mir fern, Weib!«, herrschte er sie an. »Ich will dir nichts Böses. Lass deine Waffe fallen, dann verschone ich dich – wenn du mir ein paar Fragen beantwortest.«

Das Geschöpf warf den Kopf zurück und ahmte täuschend echt das klägliche Wimmern eines Neugeborenen nach. »Was willst du mich denn fragen?«, forderte sie ihn höhnisch heraus. »Wo das Kind ist? Es ist keins da, Hexenjäger. Diesmal nicht. Und das ist auch die einzige Antwort, die du von mir bekommst. Abgesehen davon.« Sie zückte ihre Waffe und kam näher.

»Mir nichts Böses wollen. Pah!« Sie spuckte direkt vor Simons Füße. »Ich weiß, wie ihr Hexenjäger eure Fragen stellt: mit dem Brandeisen und der Folterbank.«

»So arbeite ich nicht«, erwiderte er. »Doch wenn du mich angreifst, muss ich dich töten.«

»Na und? Ich habe keine Angst vor dem Tod. Die Silberne Rose wird mich wieder lebendig machen.«

Mit einem grässlichen Schrei warf sie sich erneut auf Simon. Er packte sie an den Handgelenken und hielt sie fest. Die Stärke, die in dieser Frau steckte, war nicht normal. Er musste all seine Kräfte aufbieten, um sie in Schach zu halten. In ihren Adern kreiste irgendein Wahn oder ein böser Zauber. Die Hitze ihres Atems schlug ihm entgegen, und er hörte, wie sie mit den Zähnen knirschte. Sie rückte ihm so nahe, dass sie ihm fast die Wange aufreißen konnte.

Doch die seltsame Waffe in ihrer Rechten beunruhigte ihn am meisten. Sie wollte damit auf ihn einstechen und schaffte es sogar, mit der Spitze durch sein Wams zu dringen. Simon verdrehte ihr das Handgelenk, bis sie das Ding mit einem lauten Aufschrei fallen ließ. Doch dann geriet sie völlig außer sich, sie trat nach ihm, fauchte und versuchte, ihn zu beißen. Schließlich versetzte sie ihm mit dem Kopf einen heftigen Stoß unters Kinn. Simon taumelte, sein Kiefer explodierte vor Schmerz. Sein Griff lockerte sich, er wich zurück und schaffte es nur mit knapper Not, nicht über den Rand der Klippe zu fallen.

Seine Angreiferin stürzte sich erneut auf ihn und wollte ihn hinabstoßen. Doch er wich ihrem Angriff aus, und nun war sie es, die wankte und den Halt verlor. Sie rutschte in den Abgrund und suchte verzweifelt nach Halt. Simon warf sich auf den Boden und erwischte sie gerade noch am Arm. Nun hing sie unter ihm und schlug wild mit den Beinen und dem

freien Arm um sich, das Gesicht weiß vor Wut. Seine Armmuskeln begannen schmerzhaft zu brennen.

»Wer hat dich geschickt?«, knurrte er. »Wer ist diese Silberne Rose, der du dienst?«

»Fahr zur Hölle!«, kreischte sie.

»Sag mir, was ich wissen will, sonst ...« Simon keuchte, als sie nach seiner Hand schlug und ihn mit ihren langen Nägeln so heftig kratzte, dass sich sein Griff lockerte.

Er spürte, wie sie ihm entglitt, und versuchte, sie fester zu packen. Doch es war zu spät. Sie rutschte hinab in die Dunkelheit, das Gesicht vor Schadenfreude und wahnwitzigem Triumph verzerrt. Simon hörte ihren Körper mehrmals aufprallen und dann mit einem lauten Platsch ins Wasser fallen. Das Meer war wie ein düsteres, hungriges Ungeheuer, dem der Schaum aus dem Maul quillt, als es den zerschmetterten Körper der Hexe verschlang und damit auch all die Antworten, die er so verzweifelt bei ihr gesucht hatte.

Welcher Dämon hat Besitz von dir ergriffen, Weib? Wo versteckt sich dein Zirkel, wenn sich seine Mitglieder nicht gerade herumtreiben, Angst und Schrecken verbreiten und versuchen, mich zu töten? Und wer ist diese Teufelin, die ihr die Silberne Rose nennt? Diese Hexe, die ihr so verehrt, dass ihr bereit seid, für sie zu sterben, und glaubt, sie habe die Macht, euch aus dem Totenreich zurückzuholen?

Und wenn sie diese Macht tatsächlich hatte?

Bei diesem Gedanken fröstelte Simon, und diese Kälte hatte nichts mit dem Wind zu tun, der über das Land peitschte. Leise stöhnend zog er sich vom Rand des Abgrunds zurück, wälzte sich auf den Rücken und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Langsam richtete er sich auf und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Er zuckte zusammen, als seine Hand schmerzhaft pochte, wo die Hexe ihn mit ihren Nägeln verletzt hatte. Er schmeckte Blut – offenbar hatte er sich in die Wange gebissen, als sie ihn mit dem Kopf gestoßen hatte.

Behutsam tastete er sein Kinn ab. Es tat höllisch weh, aber sie hatte ihm den Kiefer nicht ausgerenkt, und auch die Zähne saßen noch fest. Es hätte weitaus schlimmer kommen können, dachte er, als sein Blick auf die seltsame Waffe fiel, die er dem Weib entrungen hatte. Er hatte ein solch teuflisches Ding schon einmal gesehen und erlebt, wie tödlich es sein konnte. Aber er hatte noch nie eines an sich nehmen können, um es eingehender zu untersuchen.

Vorsichtig hob er die Waffe auf. Auf den ersten Blick sah sie aus wie ein sehr dünnes Stilett mit einer nadelscharfen Spitze. Sobald es in die Haut drang, wurde eine giftige Flüssigkeit durch die Klinge gepumpt, wenn man den Griff nach unten schob. Simon wusste nicht, wie diese Hexenklinge genau funktionierte, aber er hatte ihre Wirkung gesehen. Die Wunde war klein, sie sah alles andere als tödlich aus, doch der darauf folgende Tod war langsam und qualvoll.

Er legte die Waffe wieder auf den Boden und sah sich nach einer sicheren Transportmöglichkeit um. Sein Blick fiel auf die Puppe. Er wickelte sie aus. Sobald sie ihrer Hülle beraubt war, sah sie kaum noch wie ein Kind aus. Sie bestand nur aus einem Kopf und einem Körper aus Stoff, der sorgfältig ausgestopft worden war. Wenn man das Bündel aufnahm, sollte einen das Gefühl zur Annahme verleiten, einen Säugling in

Händen zu halten.

Simon schleuderte das Ding über die Klippen. Seine Wut wurde gedämpft durch die Erleichterung, dass es diesmal nur eine Fälschung gewesen war. In seinen achtundzwanzig Lebensjahren hatte er mehr Gräuel, Tod und Niedertracht gesehen als selbst die meisten doppelt so alten Männer. Aber er wusste nicht, ob er den Anblick eines weiteren toten Kindes hätte ertragen können. Nächtelang hatte er sich schlaflos herumgewälzt und an die Qualen der hilflosen Geschöpfe gedacht, zu deren Rettung er zu spät gekommen war. Denn sie waren an irgendeinem abgelegenen Fleck ausgesetzt worden, wo ihre Schreie ungehört verhallt und sie langsam an Hunger und Vernachlässigung zugrunde gegangen waren.

Welche Frau vermochte einer anderen zu befehlen, so grausam zu sein? Dieselbe Frau, die eine Waffe wie dieses vergiftete Stilett fertigen konnte, das am Griff mit einer merkwürdigen silbernen Blume verziert war – offenbar ihrem Emblem. Koste es, was es wolle, Simon hatte sich fest vorgenommen, die Hexe aufzustöbern und ihrem ruchlosen Treiben ein Ende zu setzen. Es sei denn, die Silberne Rose kam ihm zuvor.

Und das war ziemlich wahrscheinlich, wenn er sich weiterhin so töricht verhielt wie heute Abend. Vor fünf Jahren, ja nicht einmal vor zwei, wäre er nicht auf einen solchen Hinterhalt hereingefallen. Aber sein einsamer Kreuzzug hatte ihn so viel Kraft gekostet, dass er sich wunderte, noch einen Schatten zu werfen.

Er wickelte das Stilett in die Decke, dann holte er sein Schwert und seine Handschuhe und machte sich auf den Weg zurück zu Elle. Sie stampfte, warf den Kopf nach hinten und zerrte am Zügel, offenbar erschrocken über seinen Kampf mit der Hexe. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sie wieder beruhigt hatte. Schließlich drückte er sacht die Stirn an ihre samtweiche Nase.

»Oh mein Gott, Elle, ich habe es alles so satt, so gründlich satt!«

Sie wieherte, und ihre dunklen Augen glitzerten schwach im Mondlicht. Dann begann sie, an seinen Haaren zu schnüffeln und mit ihrem weichen Maul an seinem Ausschnitt herumzuspielen, als wolle sie ihn trösten. Es mochte zwar seltsam erscheinen, doch manchmal dachte Simon, seine Stute verstünde ihn.

Nur Miri Cheney hätte es nicht für seltsam gehalten. Sie hätte gesagt ... Simon stockte der Atem, als sich ihr Bild in seine Gedanken schlich, ihr Bild, das nach all den Jahren noch überdeutlich vor ihm stand. Die Erinnerung an ein junges Mädchen mit Haaren hell wie das Licht des Mondes, einem Gesicht zart wie das eines Engels und Augen, die so sanft schimmern konnten wie der Morgennebel, aber auch so düster wie ein Sturm auf hoher See. Feenhaft Augen, die einen Mann vergessen lassen konnten, wer er war und was er zu tun hatte. Oder schlimmer noch – wer sie war. Eine Tochter der Erde, eine weise Frau, so hatte sich Miri immer bezeichnet. Doch egal, wie sie es nennen mochte, eine Hexe war und blieb eine Hexe. Und dennoch – Miri hatte auch etwas anderes an sich gehabt.

Trotz ihrer unglücklichen Familie, die aus lauter Hexen bestand, war Miri eher fehlgeleitet gewesen denn vom Bösen befleckt. Das Mädchen war erfüllt gewesen von Unschuld, einem strahlenden Glauben an das Gute in der Welt, einer Hoffnung auf das Beste in den Menschen. Mädchen? Nein, inzwischen war sie wohl zur Frau herangereift,

und das Licht, das sie früher verströmt hatte, war wahrscheinlich getrübt, weil ihre Familie gezwungen worden war, ihr Heim auf Faire Isle zu verlassen und sich ins Exil zu begeben, wofür zum größten Teil Simon verantwortlich war.

Doch im letzten Jahr waren Gerüchte an sein Ohr gedrungen, dass eine der Cheney-Schwestern es gewagt hatte, auf die Insel zurückzukehren, und jetzt in ruhiger Abgeschiedenheit dort lebte; eine Frau mit einer fast übernatürlichen Fähigkeit, kranke oder verletzte Kreaturen zu heilen.

Es gab nur eine, die das konnte – Miri.

Simons Griff um das Halfter seines Pferdes wurde fester, während er sich bemühte, die Frau aus seinem Kopf zu vertreiben. Erinnerungen an sie lösten eine Reue in ihm aus, die er fast nicht ertragen konnte. Doch in letzter Zeit war Miri immer öfter in seine Gedanken gedrungen, und es gelang ihm nicht mehr, seinen Geist vor ihr abzuschirmen. Seine Feinde wurden immer stärker, und er war ganz allein. Er war erschöpft und verzweifelt. Mit jedem Tag kam er dem Schluss näher, dem er sich stur zu widersetzen versuchte: Es gab nur eine Möglichkeit, die Schwesternschaft der Silbernen Rose zu schlagen.

Er musste eine andere Hexe um Hilfe bitten.

In der Ferne lauerte ein Sturm, die Wolken türmten sich auf und sahen aus wie eine Herde wilder grauer Hengste, die sich anschickten, durch Port Corsair zu toben und die Heiterkeit des Sommernachmittags zu vertreiben. Miri ritt in leichtem Galopp in den kleinen Hafentort. Sie richtete sich im Sattel auf und schnupperte mit geblähten Nasenflügeln. Ihrer Schätzung nach war das Unwetter ein, vielleicht auch zwei Stunden entfernt. Meist bekam die Felsenküste von Faire Isle den Großteil der Stürme ab, die vom Meer hereinbrachen, aber von der Stärke dieses Sturms würde man nicht einmal im Herzen der kleinen Insel verschont bleiben.

Die steife Brise zupfte an ihren Haaren, doch ihre blassblonde Mähne war zu einem festen Zopf geflochten, der ihr bis zur Taille reichte. Die Züge einer anderen Frau hätten bei so stramm geflochtenen Haaren vielleicht etwas hart gewirkt, doch bei Miri betonten sie nur die auffällig schön geschwungenen Wangenknochen. Ihre Miene hatte etwas Feenhaftes an sich, es war das Gesicht einer Frau, die die Einsamkeit suchte und sich bei den Geschöpfen des Waldes heimischer fühlte als bei ihren Artgenossen.

Sie war groß und gertenschlank. Ihr knöchellanges, in blassem Grauton gehaltenes Gewand verstärkte den Eindruck, sie sei ein Wesen, das sich leicht in einer Dunstwolke auflösen könnte. Ihre Röcke und Unterröcke bauschten sich um ihre Knie, denn sie saß rittlings auf ihrem Pony. Bei den praktisch denkenden Frauen auf Faire Isle hatten sich Damensättel nicht durchsetzen können. Miri hätte gern ganz auf den Sattel verzichtet und wie in ihrer Kindheit eine bequeme Männerhose getragen. Aber sie fürchtete, dass sie im Ort schon genug Aufsehen erregte.

Während sie ihr Pony langsamer laufen ließ, wappnete sie sich gegen den vertrauten Anblick von Gesichtern, die sie über die Zäune hinweg anstarrten. Manche gafften nur reglos, andere nickten verlegen, wenn sie sie erkannten. Eine apfelwangige Frau, die gerade Unkraut jätete, winkte zaghaft, doch als Miri an ihr vorbeigeritten war, wandte sie sich sofort ihrer Tochter zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Miri hielt den Kopf hoch, doch das Flüstern und die unfreundlichen Blicke ließen sie an einen schon lange zurückliegenden, ebenfalls von Unheil überschatteten Sommertag denken ...

Die Trommel schlug einen unerbittlichen Takt, und ihr Herz schien in den Rhythmus einzustimmen, als sie von zwei grimmigen Hexenjägern in schwarzen Kutten zum Marktplatz gezerrt wurde. Der Strick, den man ihr um den Hals gelegt hatte, scheuerte ihre Haut auf, doch sie versuchte, den Kopf hochzuhalten und daran zu denken, wer sie war: die Tochter des tapferen Chevalier Louis Cheney und der Herrin Evangeline, einer der weisesten Frauen, die je auf Faire Isle gelebt hatten. Doch nun schrak sie zurück bei all dem Gaffen, bei all den ungerührten Gesichtern von Menschen, die sie für Freunde und Nachbarn gehalten hatte.

Sie war durch und durch eine Tochter der Erde. Wie konnte jemand darauf verfallen, dass sie eine Hexe war und einen unheiligen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte? Warum sollte ihr jemand etwas zuleide tun wollen? Sie drehte sich um und warf einen

flehenden Blick auf den jüngsten der Hexenjäger. Doch obwohl Simon schluckte und seine dunklen Augen feucht wurden, marschierte und trommelte er stur weiter.

Miri erbebte und schob die Bilder in den hintersten Winkel ihrer Erinnerung zurück. Dort gehörten sie auch hin. Sie war nicht mehr das verängstigte, bestürzte Kind, sondern eine junge Frau von sechsundzwanzig Jahren. Und all das Unwissen und die Grausamkeit dieser Welt waren ihr leider nur allzu bekannt. Seit jenem düsteren Sommertag, den sie gottlob unversehrt überstanden hatte, hatte sich in ihrem Leben viel verändert – bis auf eines: Manche verdächtigten sie noch immer, sich mit Zauberei zu beschäftigen.

»Dreckige kleine Hexe!«

Bei dem schrillen Schrei zuckte Miri zusammen. Doch als sie sich auf der Suche nach der Quelle dieses bösen Vorwurfs umsah, stellte sie fest, dass er nicht ihr gegolten hatte.

Neben dem Dorfbrunnen hatte sich ein halbes Dutzend Frauen versammelt und stritt erbittert. Liebend gern wäre Miri rasch vorbeigeritten. Sie hasste Auseinandersetzungen, und als sie sich vor sechs Monaten wieder nach Faire Isle aufgemacht hatte, hatte ihre Schwester sie gewarnt. Am Morgen des Abschieds hatte Ariane die Hände um Miris Gesicht gelegt, und ihre graublauen Augen hatten besorgt und ernst gefunktelt.

»Ich weiß, dass du unbedingt wieder nach Hause willst, aber bitte, Miri, pass auf dich auf! Du bist nie des Hochverrats und der Hexerei für schuldig befunden worden, wie es Gabrielle und mir geschehen ist. Liefere den Leuten keinen Vorwand, es jetzt zu tun! Lebe auf Faire Isle möglichst ruhig und zurückgezogen. Denk daran, dass unsere Familie selbst nach all der Zeit noch mächtige Feinde hat.«

Feinde wie Katharina von Medici, die Königinwitwe von Frankreich, besser bekannt als die dunkle Königin – denn es wurde gemunkelt, sie sei eine Hexe –, und ihr Sohn Heinrich, der jetzige König von Frankreich, ein sprunghafter und nachtragender Mensch. Doch von dem Feind, an den Ariane wohl vorrangig gedacht hatte, sprachen sie nie; denn allein die Erwähnung seines Namens bereitete Miri große Pein: der Hexenjäger Aristide.

Doch Miri war kein unschuldig Kind mehr und Simon nicht mehr der einfühlsame Junge, der er damals gewesen war, als er beim schrecklichen Vachel Le Vis, einem fanatischen Hexenjäger, in die Lehre gegangen war. Im Lauf der Jahre war Simon zu einem gefährlichen Gegner geworden, den man nun weit mehr fürchten musste als seinen längst verstorbenen Meister, der Miri in jenem Sommer festgenommen hatte.

Miri hatte ihre große Schwester an sich gedrückt und ihr versprochen, sich nach Kräften an ihren Rat zu halten.

»Tu nichts, um unerwünschte Aufmerksamkeit zu erregen, Liebes!«, hatte Ariane sie noch gemahnt.

»Nein, bestimmt nicht, Ariane, ich schwör's dir.«

Eingedenk dieses Versprechens lenkte Miri Noisette, ihr Pony, nun vom Dorfplatz weg und versuchte, die aufgebrachten, grellen Stimmen auszublenden.

Doch aus den Augenwinkeln erhaschte sie einen Blick auf das Opfer des Hasses, ein junges Mädchen mit hellem Haar, kaum älter als vierzehn Jahre. Sie hatte ihren Schal fest um die schmalen Schultern geschlungen und umklammerte die Enden. Das Tuch war bunt gewebt wie Josefs Mantel in der Bibelgeschichte von ihm und seinen Brüdern. Ihr sommersprossiges Gesicht war trotzig verzogen, doch die freie Hand hatte sie schützend

vor den Bauch gelegt. Miri zügelte ihr Pony, als sie den Grund für diese Geste erkannte: Das Mädchen war hochschwanger. Ihre schmale Gestalt wirkte viel zu zerbrechlich, um die Last zu tragen, die sich deutlich unter ihrem Gewand abzeichnete.

Ihre Hauptgegnerin war eine grobschlächtige Frau, die die Ärmel ihres Gewandes hochgekremgelt hatte, sodass ihre roten, von schwerer Arbeit gezeichneten Arme sichtbar wurden. Miri erkannte sie, es war Josephine Alain, die Frau des Töpfers, die nun näher an das junge Mädchen herantrat und schrie: »Dirne! Wir warnen dich jetzt zum letzten Mal, wir wollen nicht, dass du dich je wieder hier blicken lässt!«

Ein erzürnter Chor unterstützte Madame Alain; nur die ängstliche kleine Madame Greves schien die anderen um Ruhe bitten zu wollen. Das Mädchen erwiderte irgendetwas Wütendes, während ihr trotzige Tränen über die Wangen liefen.

Madame Alain rückte noch näher, beleidigte sie weiter und fuchtelte mit dem Finger unter der Nase ihres Opfers herum. Das Mädchen stolperte einen Schritt zurück und schlug Madame Alains Hand weg. Zu Miris Entsetzen stürzte sich das Weib daraufhin auf das schwangere Mädchen, ohrfeigte sie und zog sie an den Haaren.

Miri vergaß alles, was sie ihrer Schwester versprochen hatte, und stieg hastig aus dem Sattel. Sie nahm Noisette am Halfter und sah dem Pony in seine großen sanften Augen.

»Bleib hier!«, befahl sie, dann stürmte sie zu der Frauengruppe.

Als Miri bei den Streitenden ankam, hatte das Mädchen sich zum Sockel der Statue geflüchtet, die den Marktplatz zierte. Sie hatte sich zusammengekauert und ihren bunten Schal über den Kopf gezogen, während Madame Alain auf ihren Rücken einschlug. Die anderen Frauen drängten sich um die zwei und feuerten Madame Alain an, nur Madame Greves hielt sich heraus und wrang die Hände unter ihrer Schürze.

Miri schubste die Frauen beiseite, schlang den Arm um Madame Alains Hals und zog sie gewaltsam von dem Mädchen weg.

»Hört auf!«, herrschte sie das Weib barsch an. »Habt Ihr denn Euren Verstand verloren?«

Madame Alain knurrte und versuchte, sich aus Miris Griff zu befreien. Doch die Verzweiflung verlieh Miri große Kräfte, sie schleuderte das Weib von sich. Die Frau stolperte und landete unsanft auf ihrem Hintern. Zornig fluchend kämpfte sie mit ihren verhedderten Röcken, die sie am Aufstehen hinderten.

Miris Herz raste, doch sie trat vor das hellhaarige Mädchen, ballte die Fäuste und herrschte die Frauen an: »Haltet euch zurück! Die Nächste, die Hand an dieses Kind legt, wird es mit mir zu tun bekommen!«

Josephine Alain hatte sich inzwischen wieder hochgerappelt und wollte sich auf Miri stürzen, doch zwei Nachbarinnen hinderten sie daran.

»Grundgütiger, Josephine, siehst du denn nicht, wer das ist? Das Cheney-Weib!«

Miris Name verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Versammlung, und auf die Gesichter traten Angst, Vorsicht und Ehrfurcht in unterschiedlicher Ausprägung. Obwohl sich Madame Alain aus dem Griff ihrer Nachbarinnen befreit hatte, blieb auch sie stehen und funkelte Miri nur böse an.

Die plötzlich eingetretene Stille beunruhigte Miri. Sie war froh, als Madame Greves endlich den Mut aufbrachte, ihr zu helfen. Sie nahm das Mädchen sanft am Ellbogen und

zog sie hoch. Sobald sie ihre Balance wiedergefunden hatte, stieß das Mädchen die Hände der Frau weg.

»Lasst mich in Ruhe. Mir fehlt nichts.«

Madame Greves' Augen weiteten sich erschrocken, und sie trat hastig den Rückzug an. Das Mädchen wirkte zwar ein wenig mitgenommen, doch offenkundig war sie nicht weiter verletzt. Miri atmete tief aus.

Nachdem sie sich in den Streit eingemischt hatte, wusste sie nicht, was sie als Nächstes tun sollte; denn ihr war schmerzlich bewusst, dass sie weder Arianes beruhigende Ausstrahlung besaß noch das herrschaftliche Auftreten ihrer anderen Schwester, Gabrielle.

Miri war es unangenehmer, sich mit den streitsüchtigen Frauen auseinanderzusetzen, als es ihr vorher gewesen war, sich einen Weg durch sie hindurch zu bahnen. Sie verschränkte die Arme abwehrend vor der Brust und fragte in einem möglichst bestimmten Tonfall: »Würde eine von euch vielleicht so freundlich sein und mir erklären, was hier los ist?«

»Das geht Euch nichts an, Miribelle Cheney.« Aus Madame Alains Dutt hatten sich ein paar graue Strähnen gelöst, die nun um ihr Gesicht flatterten – ein Gesicht, das früher einmal recht hübsch gewesen war, doch inzwischen wirkte es verbittert und verschlagen.

»Ich fürchte, es geht mich sehr wohl etwas an, wenn erwachsene Frauen so außer sich geraten, dass sie ein unschuldiges Mädchen attackieren, noch dazu ein hochschwangeres.«

»Unschuldig?« Madame Alain schnaubte abfällig. »Carole Moreau ist eine kleine Hure, die die Beine für jeden Matrosen breit macht, der in den Hafen kommt.«

»Ach, habt Ihr etwa Angst, dass ich Euch keinen übrig lasse?«, fauchte Carole.

»Du – du widerliches kleines Luder!« Madame Alain wollte sich wieder auf sie stürzen, doch Miri stellte sich ihr in den Weg und hielt sie mit einem zornigen Blick auf.

Madame Alain schrie das Mädchen über Miris Schulter hinweg an: »Wir haben dich oft genug gewarnt, dich nicht mehr hier herumzutreiben und vor anständigen Frauen den Bastard in deinem Bauch zur Schau zu stellen.«

»Ich habe dasselbe Recht wie alle anderen, mich hier aufzuhalten«, rief Carole zornig, doch ihre Lippen zitterten.

»Du solltest daheim bleiben und deine Schande verstecken.«

»Ich würde sagen, schändlich sind eher die Männer, die ein solch junges Mädchen ausnutzen«, sagte Miri kalt.

»O nein, Mademoiselle Cheney«, meldete sich eine andere Frau zu Wort, eine großbusige Blondine. »Carole ist wirklich ein durchtriebenes Biest. Sie überhäuft uns ständig mit Verwünschungen. Neulich hat sie es geschafft, dass meine Milch sauer geworden ist. Sie hat den bösen Blick!«

Mehrere andere Frauen nickten zustimmend und bekreuzigten sich.

Miri schüttelte ungläubig den Kopf. »Seit wann glauben die Frauen auf Faire Isle an Unsinn wie den bösen Blick? Mein Gott, ich habe auf dem Festland wahrhaftig genug Grausamkeit und Torheit gesehen. Dieses Eiland aber war einst eine Zufluchtstätte, vor allem für Frauen, denen anderswo Missverständnis und Gewalttätigkeit begegnet waren.

Wir pflegten einander mit Respekt zu behandeln. Was ist aus eurer Freundlichkeit und eurem Mitleid geworden?«

Miri blickte einer nach der anderen tief in die Augen. Die meisten ließen den Kopf hängen oder senkten beschämt den Blick. Nur Madame Alain wollte nicht klein begeben.

»Ihr seid lange weg gewesen, Miri Cheney. Seit den Überfällen von Le Balafre und seinen Hexenjägern ist das Leben auf dieser Insel sehr schwer geworden. Die Leute vom Festland haben Angst herzukommen. Unser Handel ist versiegt. Meine Familie ist besonders davon betroffen, wir mussten unsere Töpferei aufgeben. Mein Mann ist daran zugrunde gegangen, und jetzt muss ich ganz allein sechs Kinder satt bekommen. Und Eure Schwestern sind an allem schuld, denn sie haben den Zorn dieses elenden Hexenjägers und des französischen Königs über uns gebracht.«

Miri spürte, wie ihr die Hitze in die Wangen stieg, doch sie erwiderte möglichst ruhig: »Meine Schwestern sind weder Verräterinnen noch Hexen. Es tut mir sehr leid, dass Ihr es so schwer habt, Madame, aber wenn Ihr unbedingt eine Schuldige braucht, dann nehmt mich. Es war meine Schuld, dass ich dem falschen Mann vertraut und Le Balafre nicht aufgehalten habe, als ich es noch gekonnt hätte.«

Obwohl Miri sich dafür hasste, konnte sie sogar jetzt an ihn kaum als den gefürchteten Le Balafre denken, sondern nur als Simon ... Simon Aristide.

»Jawohl, Ihr seid genauso daran schuld«, erwiderte Madame Alain. Obwohl die anderen Miri wachsam beäugten und Madame Greves versuchte, ihre Freundin zu beschwichtigen, trat Madame Alain näher. Die Feindseligkeit der Frau schlug Miri wie eine heiße, dunkle Woge entgegen.

»Auch wenn hier alle zu feige sind, es Euch zu sagen: Ihr seid auf dieser Insel ebenso wenig willkommen wie das kleine Miststück, zu dessen Fürsprecherin Ihr Euch aufspielt.«

»Das finde ich sehr schade, Madame. Aber Faire Isle ist meine Heimat, und auch Mademoiselle Moreau ist hier zu Hause. Weder sie noch ich werden diese Insel verlassen.« Miri hielt dem feindseligen Blick der Frau eisern stand.

Madame Alain schlug als Erste die Augen nieder. »Das werden wir schon noch sehen«, murkte sie, dann stolzierte sie über die Wiese davon, gefolgt von den anderen.

Nur Madame Greves blieb stehen und zupfte verlegen an den Enden ihres Kopftuchs. Dann meinte sie: »Ihr dürft es Josephine nicht übel nehmen, Herrin. Sie hat es wirklich sehr schwer, und oft kommen ihr Dinge über die Lippen, die sie gar nicht so meint.«

»Madame Alain hat nur gesagt, was alle denken.«

»Nicht alle.« Madame Greves berührte vorsichtig Miris Ärmel. »Ihr glaubt wahrscheinlich, dass wir vergessen haben, wie viel Gutes Eure Familie einst für Faire Isle getan hat. Aber viele von uns erinnern sich noch an früher und freuen sich, dass wir unsere Herrin wieder bei uns haben.«

»Oh nein, Madame«, wandte Miri sofort ein. »Ich bin nicht die Herrin von Faire Isle. Das war meine Schwester Ariane.«

»Ich weiß ja, meine Liebe. Madame Ariane ist eine gütige und weise Frau, eine wahre Heilerin. Ich bete darum, dass sie eines Tages wieder zu uns zurückkehrt. Aber Eure Gabe, die armen Tiere zu heilen, ist genauso groß wie die Gabe Eurer Schwester, siehe Menschen zu kurieren. Wir haben alle erfahren, dass Ihr die Kuh der Pomfreys von den

Toten zurückgeholt habt.«

»Oh nein, sie war nicht tot, nur sehr, sehr krank. Es – es war ...«

»Ein Wunder!«, fiel ihr Madame Greves strahlend ins Wort. »Ihr habt einen sehr starken Zauber. Euer Ruf verbreitet sich bis aufs Festland.« Die kleine Frau senkte verschwörerisch die Stimme. »Wir nennen Euch inzwischen unsere Herrin der Wälder.«

Miri war alles andere als begeistert. Herrin der Wälder? Na wunderbar! Sie hatte Ariane doch versprochen, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Dabei war sie kaum ein halbes Jahr zurück. Aber bevor sie Madame Greves überzeugen konnte, dass die Heilung der Kuh einzig und allein den Regeln vernünftiger Viehzucht entsprochen hatte, wurden sie von Madame Alains schriller Stimme gestört, die quer über die Wiese schallte.

»Laurette!«

Offenbar hatte sie bemerkt, dass ihre Freundin sie im Stich gelassen hatte, und winkte ihr nun herrisch. Madame Greves trat einen Schritt zurück und machte einen tiefen Knicks vor Miri. »Nun, ich – ich wollte nur, dass Ihr Bescheid wisst, Herrin.«

»Danke, Madame. Aber nennt mich bitte nicht Herrin. Ich bin nur ...«

Doch Madame Greves eilte bereits den anderen Frauen nach. Miri seufzte. Obwohl Laurette Greves sehr freundlich gewesen war, sah sie sie nicht ungern ziehen; denn die Bewunderung der Frau war ihr genauso unangenehm wie zuvor Madame Alains Feindseligkeit.

Nach dem Streit überkam Miri das Gefühl, das sie stets nach einem Streit oder einer gewaltsamen Auseinandersetzung heimsuchte: Sie zitterte, ihre Nerven fühlten sich an wie die zarten Saiten einer Harfe, die raue Hände dazu gezwungen hatten, in Disharmonie zu erklingen.

Sie schlang die Arme um den Oberkörper und sah zu Noisette hinüber. Das Pony zupfte friedlich an ein paar Grashalmen. Sie sehnte sich danach, auf seinem Rücken in die Einsamkeit ihrer Wälder zurückzukehren und dort zu bleiben, bis sie wieder Harmonie in sich spürte. Carole hatte sie beinahe völlig vergessen, bis sie das Mädchen neben sich murren hörte.

»Gut, dass wir diese alten Schreckschrauben los sind. Sie haben mir fast meinen Schal zerrissen, den meine grand-mère vor ihrem Tod extra für mich gestrickt hat. Wenn ich diese Weiber verhexen könnte, würde ich es auf der Stelle tun. Ich würde ihnen Warzen auf die Nasen hexen und Furunkel auf ihre fetten Hintern.«

Caroles Lippen zitterten, während sie den Staub aus ihrem geliebten Schal klopfte. Doch als sie merkte, dass Miri sie ansah, schlang sie den Schal wieder um die Schultern und schob trotzig das Kinn vor. Ihre Sommersprossen hoben sich auffällig von ihrer blassen Haut ab, und ein Auge fing an, dunkel anzuschwellen; Tränen hatten Spuren auf ihren Wangen hinterlassen. Ihr Gesicht wirkte erbärmlich jung, der Ausdruck in ihren zornigen blauen Augen jedoch viel zu alt.

»Wahrscheinlich erwartet Ihr jetzt, dass ich mich bei Euch bedanke, weil Ihr mich verteidigt habt«, grummelte sie. »Aber das wäre nicht nötig gewesen. Ich kann allein auf mich aufpassen.«

»Das kannst du bestimmt.« Eine andere hätte der Trotz des jungen Mädchens vielleicht verstimmt, doch Miri war es gewöhnt, dass verletzte Tiere in der Wildnis sie anfauchten.

Sie wusste, dass sich hinter gefletschten Zähnen oft nur Schmerz und Angst verbargen. Aus langjähriger Erfahrung wusste sie auch, wann man ein solches Wesen berühren durfte und wann es besser war, sich zurückzuhalten. Nun zog sie ein Taschentuch aus dem Gürtel und reichte es dem jungen Mädchen.

Carole beäugte das Leinentüchlein argwöhnisch. »Was soll das? Ich weine doch gar nicht.« Sie fuhr mit dem Handrücken über ihre feuchten Wangen.

»Nein, natürlich nicht, aber du blutest. Du hast dir die Lippe aufgeschlagen.«

Carole fuhr sich mit der Zungenspitze über die Mundwinkel und zuckte zusammen, als sie das Blut schmeckte. Zögernd nahm sie Miris Taschentuch und betupfte sich die Lippen.

»Ich bin auch keine Hure, egal, was Madame Alain behauptet.«

»Das habe ich nicht geglaubt«, erwiderte Miri versöhnlich.

»Außerdem gab es auch nur einen einzigen Matrosen. Raoul hat behauptet, er liebt mich und würde mich heiraten und mir ein schönes blaues Kleid kaufen.« Sie schluckte, was sich an ihrem mageren Hals deutlich abzeichnete. »Und dann ist er davongesegelt und nie mehr zurückgekommen. Soll er doch zum Teufel fahren! Ich habe ihn verflucht. Meinetwegen soll er ins Meer stürzen und von den Haien zerfleischt werden!«

Das Mädchen warf trotzig den Kopf zurück. »Na bitte – da habt Ihr's. Wahrscheinlich werdet Ihr mir jetzt sagen, dass ich böse bin und dass es böse ist, solche Sachen zu sagen.«

»Nein, ich kann gut verstehen, wie du dich fühlst.«

Miris Antwort brachte ihr einen wachsamem Blick des jungen Mädchens ein. Carole legte den Kopf schief, als wüsste sie nicht recht, was sie von Miri halten sollte.

»Bist du dir sicher, dass es dir gut geht?«, fragte Miri besorgt. »Vielleicht solltest du jetzt lieber nach Hause und dich von deiner Mutter ...«

»Meine Mutter ist letzten Winter gestorben«, fiel ihr Carole ins Wort. »Ich wohne jetzt bei meiner Tante und meinem Onkel, aber nur, weil sie nie selbst Kinder bekommen konnten. Wenn ich einen Jungen bekomme, adoptieren sie ihn und lassen mich weiter bei ihnen wohnen.«

»Ach ja? Und wenn es ein Mädchen wird?«

»Tja, dann werden sie uns wohl beide rauswerfen.« Carole zuckte mit den Schultern, als wolle sie sagen, es sei ihr egal.

Miri konnte ihre Bestürzung kaum verbergen. Dass Menschen nur so hartherzig sein konnten, wo sie sich doch um dieses junge Mädchen kümmern, sie trösten und ihre Ängste beschwichtigen sollten! Miris Familie war immer herzlich und fürsorglich gewesen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihre Verwandten ihr Liebe und Verständnis verweigern würden, egal, was sie tat.

Mitleid mit Carole wallte in ihr auf, doch Miri war es schon immer schwergefallen, auf Fremde zuzugehen. Beinahe schüchtern erklärte sie: »Carole, ich ... ich muss gestehen, ich könnte eher einer Stute bei der Geburt helfen als einem jungen Mädchen. Aber wenn es irgendetwas gibt, was ich für dich tun kann, würde ich es gerne tun. Ich ... ich heiße Miri Cheney.«

Zögernd hielt sie Carole die Hand hin. Über das Gesicht des jungen Mädchens huschte

ein wehmütiger Blick. Miri bezweifelte, dass Carole in ihrem Leben und insbesondere in der letzten Zeit viel Freundlichkeit begegnet war. Sie blickte Miri lange in die Augen, doch dann blinzelte sie und zog sich zurück, und ihre jungen Gesichtszüge verhärteten sich wieder.

»Ach, alle auf Faire Isle kennen Euch, Herrin der Wälder. Danke für Euer Angebot, aber ich habe keinen kranken Hahn oder ein schwächliches Häschen, das umsorgt werden muss. Ich weiß alles über Euch. Ihr seid eine halbe Hexe, die zu viel Angst hat, ihre wahre Macht und ihr wahres Wissen einzusetzen.«

»Ich weiß nicht, wer dir solche Sachen gesagt hat, aber ich betrachte mich nicht als Hexe. Ich bin eine Tochter der Erde, nicht mehr und nicht weniger.«

»Meinetwegen«, schnaubte Carole verächtlich. »Nein, Mademoiselle Cheney, ich brauche keine Hilfe von Leuten wie Euch und auch von sonst keinem auf dieser elenden Insel. Ich habe Freunde, sehr mächtige Freunde, die sich um mich kümmern werden.«

Miri hoffte, dass dem so war, doch sie fürchtete, dass es nur die leere Prahlerei eines jungen Mädchens war, das sich an den letzten Rest seines Stolzes klammerte.

»Carole ...«, fing sie an, doch das Mädchen bedachte sie nur noch mit einem verächtlichen Blick und ging davon. Trotz ihres beträchtlichen Leibesumfangs bewegte sie sich rasch über die Wiese.

Miri wollte ihr naheilen, doch dann hielt sie inne, da sie nicht wusste, was sie noch tun oder sagen sollte. Das Herz eines verwundeten jungen Mädchens anzurühren war offenbar weitaus schwieriger, als das gebrochene Bein eines Fuchses oder Dachses zu richten. Miri sah hilflos zu, wie Carole in einer der Gassen verschwand. Sie wünschte sich verzweifelt ihre Schwester an ihre Seite. Ariane vermochte auf wundersame Weise aufgewühlte Gemüter zu besänftigen und gequälte Seelen zu beruhigen.

Selbst Gabrielle hätte es besser verstanden als sie, mit Carole umzugehen. Das junge Mädchen hatte etwas an sich, das Miri schmerzlich an die junge Gabrielle erinnerte. Auch Gabrielle hatte all ihre Verletzungen hinter einer rauen Fassade verborgen und jeden von sich gestoßen, der versuchte, sie zu trösten. Doch Gabrielle war genauso weit weg wie Ariane. Miris Familie war in alle Himmelsrichtungen verstreut, viele Meilen von der Insel entfernt, auf der sie aufgewachsen waren.

Miri schien es wie ein unerklärlicher, grausamer Streich der Natur, dass Carole Moreau ein ungewolltes Kind unter dem Herzen trug, während Ariane, die sich so sehr nach einem Kind sehnte, offenbar keines empfangen konnte. Doch ihre Schwester hatte sich inzwischen tapfer damit abgefunden und freute sich aufrichtig bei jedem Mal, wenn sie einer anderen Frau helfen konnte, ein gesundes Kind zur Welt zu bringen – vor allem Gabrielle.

Gabrielle war glücklich mit ihrem Hauptmann Remy verheiratet und hatte in den letzten Jahren drei Töchter geboren. Kinder zu bekommen fiel ihr offenbar genauso leicht, wie die wundervollen Gemälde und Skulpturen zu schaffen, in die ihr ganz spezieller Zauber einfluss.

Ariane hatte sich in ihre Kinderlosigkeit gefügt. Die Liebe ihres Gemahls, Renard, war ihr ein großer Trost, und sie wirkte aufrichtig zufrieden.

Miri musste sich gewaltsam daran hindern, weiter an ihre Schwestern zu denken. Sie

sehnte sich schrecklich nach ihnen. Doch es war ihre eigene Entscheidung gewesen, nach Faire Isle zurückzukehren, auch wenn sie allmählich das Gefühl beschlich, dass es der zweitgrößte Fehler ihres Lebens gewesen war – gleich nach dem Fehler, Simon zu vertrauen.

Faire Isle sah fast noch immer so aus, wie sie es in Erinnerung gehabt hatte: der felsige Hafen, an dem sie früher so oft gestanden und auf die Rückkehr ihres Vaters gewartet hatte; dieselben tiefen, dunklen Wälder, in denen sie nach Feen und Einhörnern gesucht hatte. Und auch Port Corsair hatte sich auf den ersten Blick kaum verändert. Noch immer gab es das alte Gasthaus, die Reihen kleiner Ladengeschäfte und die staubigen Gassen, auf denen sie einst schüchtern hinter ihren großen Schwestern hergelaufen war.

Doch die Gassen, in denen sich früher die Frauen mit ihren Einkaufskörben gedrängt hatten, in denen sie herumgestanden, gelacht und geredet hatten, waren an diesem Sommernachmittag nahezu leer. Daran war nicht nur der drohende Sturm schuld. So viele vertraute Gesichter fehlten: Mademoiselle Paletot, die talentierte Waffenschmiedin; die alte Madame Jehan, die Apothekerin; die Jordaine-Schwester, begnadete Weberinnen. Lauter begabte, kluge Frauen, die man der Zauberei beschuldigt hatte und die in der Folge entweder verurteilt worden waren oder fliehen mussten wie Ariane und Gabrielle.

Die Frauen, die übrig geblieben waren, lebten sehr zurückgezogen und kümmerten sich nur noch um ihre Familien und ihre Gärten. Miri wusste nicht, was sie eigentlich auf Faire Isle erwartet hatte, nachdem sie zehn Jahre lang fort gewesen war. Doch mit dieser Stimmung, geprägt von Angst und Misstrauen, hatte sie wahrhaftig nicht gerechnet. Es war, als hätte jemand eine Flasche entkorkt und einen dunklen Gifthauch freigesetzt, der den guten Geist der Insel vertrieben hatte.

Auf Faire Isle waren Frauen stets in der Überzahl gewesen – Ehefrauen von Fischern und Matrosen, die den Großteil ihres Lebens zur See fuhren. Doch auch Witwen und junge Mädchen hatten auf dieser Insel Zuflucht gesucht, denn hier hatten sie die Möglichkeit, zu leben und sich einem Handwerk zu verschreiben, das ihnen anderswo aufgrund ihres Geschlechts nicht zugänglich gewesen wäre. Natürlich war es nie eine reine Idylle gewesen, immer wieder hatte es auch Streit gegeben, wie es in der Natur der Frauen liegt. Doch nie war es zu solch einem hässlichen Vorfall gekommen, wie ihn Miri an diesem Nachmittag erlebt hatte. Es war wahrhaftig eine besondere Ironie des Schicksals, dass er sich ausgerechnet vor der Statue zugetragen hatte, die an die besten Eigenschaften der Frauen erinnern sollte – Weisheit, Mitgefühl und die Kunst des Heilens.

Miri betrachtete die Statue, die eine sanfte Dame in fließenden Gewändern und mit ausgestreckten Armen zeigte. Eine Hand war abgebrochen, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Miri schnürte es die Kehle zu. Sie wusste nicht, ob diese Verwüstungen ein Werk der Hexenjäger waren, der Soldaten des Königs oder sogar der verbitterten Dorfbewohner. Das Podest, auf dem früher stets frische Blumen gelegen hatten, war nun von Unkraut überwuchert.

»Ich hätte mich längst darum kümmern sollen«, dachte sie schuldbewusst. Doch diesen Teil des Dorfes hatte sie seit ihrer Rückkehr geflissentlich gemieden, der Anblick der verunstalteten Statue war ihr zu schmerzlich gewesen.

Jetzt kniete sie sich hin und zupfte verbissen das Unkraut aus den Fugen, bis man die

Inschrift auf dem Sockel lesen konnte: Evangeline ... Herrin von Faire Isle.

»Maman«, flüsterte Miri. Betrübt fuhr sie mit den Fingern über die verwitterten Buchstaben. Sie war erst elf gewesen, als ihre Mutter gestorben war und die Inselbewohner in Erinnerung an Evangeline dieses Denkmal errichtet hatten. Evangelines Wissen und ihr Geschick bei der Herstellung von Salben und Tränken hatten die gesamte Insel vor der Pest bewahrt.

Doch das Denkmal erinnerte auch an die Generationen weiser Frauen, die vor ihr hier gelebt hatten. Es hatte immer eine Herrin von Faire Isle gegeben, die mit ihrem sanften Zauber die Menschen beraten, beschützt und geheilt hatte – so lange, bis Ariane gezwungen worden war, die Insel zu verlassen und sich in die Verbannung zu begeben.

Arianes Gemahl, der frühere Comte de Renard, hatte mehrmals gesagt: »Oft liegt nur ein schmaler Grat zwischen dem Vorwurf, eine Hexe zu sein, und dem Ruhm einer Heiligen.«

Es hatte sich mehrmals gezeigt, wie recht ihr mächtiger Schwager hatte. Und genauso recht hatte Ariane gehabt, als sie Miri riet, nicht nach Faire Isle zurückzukehren.

»Ich hätte auf dich hören sollen, Ari«, murmelte Miri reumütig.

Eigentlich wunderte sie sich noch immer, dass Ariane nicht nachdrücklicher versucht hatte, sie zurückzuhalten; denn sie hatte sich stets fast zu sehr darum bemüht, ihre jüngste Schwester vor Schaden zu bewahren. Das Exil war ihnen allen schmerzlich, doch Miri hatte das Gefühl, dass sie die Einzige war, die sich einfach nicht damit hatte abfinden können.

Sie war wie eine der kleinen weißen Blümchen, die auf der gegenüberliegenden Seite der Insel wuchsen und sonst an keinem anderen Fleck. Wenn man sie verpflanzte, klammerten sie sich zwar an ihr Leben und trieben grün aus, doch sie blühten nicht mehr. Miri hatte versucht, nicht zu zeigen, wie unglücklich sie war, doch Ariane konnte man nichts vormachen. Die Herrin von Faire Isle war viel zu begabt in der uralten Kunst des Augenlesens, die alle weisen Frauen beherrschten.

Was sie in Miris Augen gelesen hatte, hatte sie schließlich dazu gebracht, ihre Schwester auf die Insel zurückkehren zu lassen. Als sie Miri ins Boot geholfen hatte, hatte sie sich trotz ihrer Tränen um ein Lächeln bemüht.

»Gute Reise, kleine Schwester. Ich wünsche dir, dass du findest, wonach du suchst.«

»Ich suche nach nichts, Ariane«, hatte Miri protestiert, »Ich möchte nur nach Hause.«

Nach Hause ... Miris Kehle schnürte sich zusammen. Während sie die Statue ihrer Mutter von den letzten Halmen befreite, fragte sie sich, ob es diesen Ort überhaupt noch gab. Nicht, nachdem ihre Mutter gestorben und ihre Schwestern so weit weg waren. Und ihr Vater? Die Hoffnung auf Louis Cheneys Rückkehr hatten die Schwestern vor einem Jahr endgültig begraben müssen, als sie erfuhren, dass sein Schiff vor der Küste Brasiliens zerschellt war. Die Evangeline war bei einem Sturm gekentert und mit Mann und Maus untergegangen.

Ohne ihre Verwandten war Faire Isle ein düsterer Ort. Aber wenn Miri nicht hierher gehörte, dann nirgendwohin. Sie kam sich oft vor wie ein Geist, der über das Land schwebte, das ihr eigentlich zutiefst vertraut sein sollte, es aber nicht mehr war. Dieses Gefühl wäre womöglich unerträglich gewesen, wenn es nicht einen kleinen Trost gegeben